
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 115 Bromberg, den 20. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Miß Smith ist noch nicht zurück!" Der Wirt des Boardinghauses schüttelte bedauernd den Kopf.

„Ich muß ihr Zimmer sehen, verstehen Sie?"

„Es wird nicht angehen, Mr. Solm."

„Ich fürchte... ein Verbrechen, kommen Sie mit."

„Ein Verbrechen, Mr. Solm? Oh, das wäre schrecklich. Wie kommen Sie auf eine solche Vermutung?"

Reginald antwortete nicht. Der Lift surrte empor. Umständlich öffnete der Wirt das Zimmer.

„Wir haben es nicht betreten seit Miß Smiths Abreise, nur das Mädchen, das Ordnung hält."

Hilflos sah sich Reginald um. Ob er nicht lieber die Polizei? Aber wo waren Anhaltspunkte?

Der Wirt stand beobachtend an der Tür.

„Wir wollen sehen, ob sie nicht einen Brief hinterlassen hat, vielleicht doch!"

Reginald fühlte selbst, auf wie schwankenden Füßen diese Annahme stand. Sollte er nicht lieber zu Rison fahren? Ihm auf den Kopf zusagen, daß er irgendwie mit Glorias Verschwinden zu tun habe. Nein, das ging ja nicht. Charles Rison würde ihn auslachen.

„Ich möchte ein wenig hierbleiben — nachdenken. Sie kennen mich ja."

Der Wirt verbeugte sich, verließ das Zimmer, „ja wenn man so reich war."

Müde ließ Reginald sich auf einem Stuhl nieder. Stützte den Kopf in die Hände. „Klar denken — logische Schlußfolgerungen ziehen!" Aber es war umsonst. Er stand auf und ging im Zimmer umher, berührte mechanisch Gegenstände, die sie gebraucht, Flakons, Briefbeschwerer, Bleistifte.

Eine alte armselige Stoffpuppe saß in der Sofaecke. Bei ihrem Anblick dachte er wieder an Coney Island — an das Zelluloidbaby, das er damals mitgenommen und das zu Hause in seinem Schrank war.

Die unscheinbare Puppe hatte ein Kleidchen an aus blauem dünnen Stoff, wie Puppen von armen Kindern. Er nahm sie in die Hand. Warum mochte die Puppe hier sitzen? War sie eine Kindheitserinnerung, ein Stück heimlichen Lebens aus Glorias Jugendzeit?

Behutsam setzte er sie wieder in die Ecke. Da knisterte es unter dem blauen Kleidchen. Was bedeutet das? Was für Papiere verbarg Gloria in dieser Puppe?

Er entfaltete das Stück Papier. Es war ein Brief, und er begann: „Mein geliebter André!" — —

Das schüchterne Herein kaum abwartend, stürmte Reginald Solm ins Zimmer. Große, gelbe Lederkoffer standen geöffnet umher. Die Großmutter stand inmitten des Zimmers, ließ sich von der Zofe die Kleider zureichen, und legte sie sorgfältig in die verschiedenen Abteilungen.

„Lassen Sie uns allein!" — herrschte Reginald die Zofe an.

Schuldbeladen sah ihn die Großmutter an. „Wir packen, Mr. Solm. Sie werden bald von uns befreit sein." Sie setzte sich auf einen der bereits geschlossenen Koffer und starrte müde zu Boden. „Es ist nicht meine Schuld. Ich wußte nichts von den Beziehungen Lilos zu André d'Hericourt. Ich habe mich immer dagegen gewehrt. Lilo..."

„Es handelt sich nicht um Lilo, was haben Sie mit Gloria Smith gemacht? Wo ist sie?"

Die runden Augen der Großmutter wurden ganz verwundert. „Gloria Smith — wer ist das?"

„Sie wissen das so gut wie ich! Sie war meine Privatsekretärin! Irgend etwas ist mit dem jungen Mädchen geschehen, das geht aus diesem Brief hervor. „Wenn Du mich liebst, beteilige Dich nicht an den Plänen Risons gegen Gloria Smith."

„Ich weiß nichts davon, Reginald! Ich weiß nur, daß hier alles für uns zu Ende ist. Lassen Sie mich ein Wort der Verteidigung sprechen. Ist es ein Verbrechen, wenn eine Großmutter wünscht, daß ihre Enkelin glücklich wird? Lilo ist ein schönes Mädchen. Sie wäre Ihnen eine liebende Frau geworden, wenn nicht diese unselige Leidenschaft zu André..."

Dicht trat er vor sie hin. „Ich sage Ihnen nochmals, es handelt sich jetzt nicht um Lilo! Das sind alles Dinge, die mir weltfern scheinen, deren Aufklärung mich nicht interessiert! Wo ist Charles Rison?"

Die Großmutter brach in fassungsloses Weinen aus. „Ich kann es nicht sagen, Reginald. Seit drei Tagen habe ich ihn nicht gesehen. Ich will von hier fort, nach Frankreich! Ich bin ganz allein, allein und hilflos. Lilo ist von dem Flugplatz noch nicht nach Hause gekommen. Was soll ich arme alte Frau machen?"

„Wenn Sie mir alles sagen, was Sie wissen, bin ich bereit, Ihnen zu helfen, aber nur unter dieser Bedingung!"

„Ich möchte mit Lilo nach Monte Carlo. Dort habe ich mich immer am wohlsten gefühlt. Aber was soll ich Ihnen sagen? Das einzige, was ich weiß, ist, daß Charles und Lilo, die sich sonst nie vertrugen, seit acht Tagen die besten Freunde sind."

„Wer ist dieser Charles Rison?"

Ängstlich fing sie an zu zittern. „Sprechen Sie nicht so laut! Ich flehe Sie an. Ich bin von Charles abhängig. Fragen Sie nicht weiter."

Das trostlose Weinen brach aufs neue aus ihr heraus.

„In dem Brief sind die Zusammenhänge gedeutet, die Gloria Smith bedrohen. Da Sie mir keine Aufklärung geben wollen oder können, wende ich mich an die Polizei."

Als seine Schritte verhallten, rief sie mit schriller Stimme nach der Zofe. Die kleine Amerikanerin kam eilig aus der Telephonzelle.

„Packen Sie ein, schnell, schnell! Ich muß sofort Newyork verlassen." Lilo betrat das Zimmer. Die schmalen Schultern,

wie von einer schweren Last bedrückt, neigten sich nach vorn. Das blasse Gesicht versteinert. Der Glanz der schönen Augen erloschen. Wie fremd sah sie sich im Zimmer um. „Er ist tot... André ist tot..." Monoton und mit klangloser Stimme wiederholte sie diesen Satz.

„Wir müssen fort!" — die Großmutter schüttelte die Erstarrte am Arm. „Du hast unsere Zukunft vernichtet. Ich habe keine Lust, deinetwegen die amerikanischen Gefängnisse kennenzulernen!"

Der kleinliche Egoismus dieser Frau erstickte jedes Gefühl von Mitleid. Wahllos warf sie Kleider und Sachen in die Koffer. „So beeile dich doch, so beeile dich doch!"

*

Eine Stunde später saß Reginald Solm dem Kriminalkommissar Harris gegenüber.

„Sie meinen also, Mr. Solm, daß dieser Rison das Mädchen entführt hat und es mit Gewalt irgendwo festhält? Wie paßt Ihre Vermutung zu dem Brief, den Gloria Smith an Sie geschrieben, und dessen Handschrift Sie als echt erkennen?"

„Ich kann es mir nicht erklären, Herr Kommissar, aber ich fühle..."

„Mit den Gefühlen läßt sich in der Kriminalistik schlecht arbeiten. Das einzig positiv Verdächtige ist der Satz des Briefes im Zusammenhang mit dem Verschwinden von Charles Rison. Er behauptet, Professor der Medizin zu sein — in Rouen?"

„Ja — aber da fällt mir eben ein, er hatte neulich einen Anfall von Herzschwäche. Er machte mir nicht den Eindruck, als verstünde er etwas von medizinischen Dingen."

Der Kommissar klingelte. „Kabeln Sie sofort nach Rouen und Paris. Auskunft über Professor Charles Rison, wohnhaft Paris, Faubourg St. Germain", sagte er zu dem eintretenden Beamten. Dann sah er Reginald bedauernd an. „Das wäre alles, was wir vorläufig tun können. Ein anderes wäre noch, die vermißte Gloria Smith zu suchen." Er deutete auf ein Regal, auf dem Stöße von Akten lagen. „Lauter vermißte junge Mädchen, Mr. Solm. In den allerwenigsten Fällen haben wir eine Spur finden können. Ein heißes Pflaster, dieses Newyork."

„Wenn man eine Belohnung aussetzte, Herr Kommissar?"

Ein Achselzucken. „Vielleicht — immerhin, wenn Sie es wünschen... Haben Sie ein Bild von der jungen Dame?"

„Aber sie ist doch das Urbild unseres Plakates!"

„Das Limonadengirl?" Erfreut sprang der Kommissar auf. „Das erleichtert die Sache. Was dachten Sie für eine Belohnung auszusetzen?"

„100 000 Dollar, Herr Kommissar!"

Einen Moment starrte ihn der Beamte an. „100 000 Dollar... ein Vermögen!"

„100 000 Dollar, Herr Kommissar, demjenigen, der mir den Aufenthaltsort von Gloria Smith nennen kann."

Zwei Stunden später heulten in die ersten Berichte der Wahlergebnisse die Zeitungsverkäufer:

„100 000 Dollar Belohnung! 100 000 Dollar, wer das Cliffordsche Limonadengirl findet!... 100 000 Dollar..."

Newyork hatte eine neue Sensation.

*

Unwiderruflich fiel heute abend die Entscheidung, wer in das Weiße Haus in Washington als Präsident einziehen würde. Alle privaten Erwägungen, Vergnügungen und selbst Geschäftsinteressen standen still.

Auf dem Wolkenkratzer des Newyorker Herald stießen zwei gigantische Glassäulen himmelwärts, die abends in leuchtenden Zahlen die Erfolge der beiden Kandidaten melden würden. Die eine, ernst und sachlich, hatte die Form einer korinthischen Säule, während die andere, breit und behäbig, ausladend, den runden Bauch eines Bierglases aufwies, in das die Stimmen der Alkoholfreunde wie schäumender Gerstensaft hineinpurzeln würden.

Durch die Straßen fuhren die Privatautos mit den sprechenden Filmen, auf deren Außenwänden die beiden Gegner in Lebensgröße auf der Leinwand erschienen, ein Glas Wasser neben sich und mit weitausholenden Bewegungen ihre Versprechungen mit schallenden Stimmen in die Menge warfen. Oh, es gab viel zu hören und zu sehen, und immer neue Tricks fesselten die Aufmerksamkeit der Masse.

Und doch kämpfte eine andere Sensation daneben. Eine Möglichkeit, die einen armen Kohlenträger am Hafen, ein Ladenmädchen mit kläglichem Gehalt, mit einem Schlag in ein Leben von Nichtstun und Luxus emporheben konnte.

„100 000 Dollar, wer mir den Aufenthalt von Gloria Smith nennen kann!" Das hübsche Mädel, dessen Kopf jeder Newyorker von tausend Plakaten kannte, war verschwunden! 100 000 Dollar gab es zu verdienen!

Je nach der Gemütsart wirkte diese Aufforderung. Während ein Teil des Publikums geneigt war, die große Angelegenheit für einen Reklametrick zu halten, ersahen die vernünftigeren aus dem Stempel der Polizei den Ernst. Den allergrößten Teil aber bilden immer und überall die Menschen, die aus einer solchen Sensation einen Nervenkitzel für den eigenen, ruhig dahinfließenden Lebenslauf erhofften, und die mit Neugier, Witz und einer gewissen Begeisterung sich zu Mitspielern der Handlung machen.

Da war der junge McIvan, Zigarrenverkäufer, der ein hübsches, junges Mädchen in einer Glastelephonzelle erblickte und — angesteckt von dem allgemeinen Fieber — sie für Gloria Smith hielt. Mit bemerkenswerter Schlauheit gelang es ihm, vom Postamt den Schlüssel zu dieser Zelle zu erhalten. Als die junge Dame ihr Gespräch beendet, mußte sie zu ihrem Schrecken erkennen, daß sie eingeschlossen war. McIvan aber raste in allerhöchster Geschwindigkeit ins Cliffordhaus, holte Reginald Solm herbei, um die Gefundene zu identifizieren.

Andere wieder glaubten einen großartigen Witz zu machen, wenn sie anfragten, ob die Riesendame im Zirkus Barnum und Bailey das Limonadengirl sei. Romantisch Veranlagte zogen die Mütze verwegen übers Ohr und durchstreiften nächtliche Straßen und Gäßchen, in denen ihre kriminalistisch verdorbene Phantasie den Aufenthalt von Mädchenräubern witterte.

Millionen Blicke suchten in den Gesichtern, ob nicht das eben vorübergehende Girl die Vermißte sei, und der Name „Clifford" war in aller Mund. „Natürlich! Clifford — die berühmte Limonadenfabrik, die diese herrliche amerikanische Limonade herstellte! Ach ja — wie oft hatte man sie getrunken — sie war doch eigentlich wundervoll erfrischend! Und jetzt konnte man durch sie gar 100 000 Dollar verdienen!"

Reginalds Achtzylinder jagte den ganzen Tag durch Newyork. Da er nicht alle Stellen, auf denen die Verschwundene gemeldet wurde, selbst aufsuchen konnte, suchte er unter dem Personal Ersatz für sich, und vernahm verwundert, daß Miß Gloria erst vier Wochen länger wie er selbst in der Firma tätig war, daß Robertson sie eingeführt habe, und vom Personal kaum einer sie flüchtig gesehen hatte. Wie reimte sich denn das mit dem zusammen, was ihm Robertson erzählt?

Die intensive Anstrengung des Suchens ließ diese Gedanken wieder verstummen.

Spurlos ging der Bericht des Kriminalkommissars, daß Madame und Lilo de Pirelle in überstürzter Eile Newyork verlassen hätten, an ihm vorüber. Einschneidender schon die Nachricht, daß Charles Rison noch immer unauffindbar blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch beim Kaiser von Java.

Bilder aus dem Land, in dem auch heute niemand Hunger hat.

Von **Anton E. Zischka.**

Das Flugzeug, das uns in zehn Tagen von Amsterdam nach Batavia brachte, kreist über dem Hauptbahnhof der Sunda-Metropole, überfliegt Hotel-Paläste, landet auf einem erstklassigen Flugplatz.

Man fährt durch die Asphaltstraßen der Hauptstadt Javas und merkt nicht, daß die 300 000 Einwohner Batavias ebenso unter der Krise leiden wie die Leute in Newyork oder Berlin. Luxuriöse Autos, neueste europäische und amerikanische Marken, Geschäfte, die ebenso in der Rue de la Paix liegen könnten wie hier in Ostasien . . . Gewiß, im „Hotel des Indes" wird weniger Champagner getrunken als zur Zeit des Zucker-Booms. Aber noch immer muß man

sich Wochen vorher anmelden, wenn man im Brastagi-Hotel am Tobasee, der Riviera Sumatras, ein Zimmer haben will. Obwohl das 15 Gulden täglich kostet.

Und die Eingeborenen, die nicht in den Städten wohnen, merken überhaupt kaum etwas von Krise und Hunger und Unrast. Im Dessa, im javanischen Dorf, kostet das Leben pro Tag und Kopf 3½ Cent, sechs Pfennig also. Und wer nicht selber kocht, in den Restaurants, den Warongs ißt — fliegenden Küchen, die Kaffee und Eis zum Reis servieren —, braucht im Tag auch nicht mehr als 10 Cent. Niemand friert auf Java, niemand hungert, und niemand braucht sich Sorgen um die Miete zu machen ,denn ein paar Palmblätter und ein paar Bambusstangen sind immer zu finden. Und Kleider? Zwei Meter Tuch für einen Sarong genügen. Die japanischen Kaufleute geben ihn um 60 Pfennig.

Trotzdem wird es für die Holländer immer schwerer, die Massen im Zaum zu halten. Überall gibt es kommunistische Aufpeitscher. Die Malaien aus den Städten gehen nicht in ihre Dörfer zurück, wenn sie arbeitslos sind, sie wollen nicht mehr auf die Reisfelder, es gibt Unruhen. Die Holländer versuchen mit möglichst wenig Gewaltanwendung auszukommen, sie veranstalten Wettkämpfe und Tiergefechte, fördern religiöse Feiern und die Zeremonien der alten javanischen Herrscherfamilien, um die Malaien von der Politik abzulenken.

Und so kommt es, daß wir, kaum aus dem Flugzeug gestiegen, mitten im javanischen Dschungel an einem Fest teilnehmen können, wie es farbiger und exotischer kaum zu erleben ist. Zehn Tage von Amsterdam fort erleben wir eine feierliche Audienz beim Soesoehoenan von Soerakarta, beim Kaiser von Java.

Soerakarta ist die amtliche Hauptstadt Javas. Sie hat 200 000 Einwohner, breitet sich über einen Umkreis von gut 30 Kilometer aus. Die Hütten sind im dichten Dschungel verstreut, unter den Palmen des Äquators versteckt.

Wir warten im Hotel, bis uns ein Beamter des Gouvernements zur Audienz holt. Dieses Gouvernement hat seinen Palast unter einer Ziegelfestung, deren vier Kanonen auf eine kleine Stadt für sich gerichtet sind, den Kraton. Dieser Kraton — kaiserlicher Bezirk — ist von einer niederen Lehmmauer umgeben. In ihm wohnen mehr als als 20 000 Menschen. Und alle gehören zum Hofstaat des Schein-Kaisers, dessen Ahnen einmal ganz Mataram beherrschten, ganz Java. Jetzt ist sein Einfluß auf seinen Harem beschränkt. Alle Geschäfte werden von seinem „Älteren Bruder", dem holländischen Residenten, geführt.

Als wir den Kraton betreten, werden wir von einer Abteilung kaiserlicher Soldaten empfangen. Sie gehen barfuß, in zerrissenen Hosen, vom Gürtel aufwärts aber schauen sie wie Generäle aus. Goldtressen und Orden blitzen; auf dem Hut schwankt ein mächtiger Federbusch. Die vorsintflutlichen Gewehre sind mit einem Pfropfen verschlossen, und auch auf dem wiegt sich ein Federbündel. Ein drittes krönt die Lanzen. Wir gehen an Lehmhäusern vorbei, den Dalems der Prinzen und dem Krapokten, dem großen Harem. Wir kommen an Djeladags vorbei, in denen die Pferde und die Hirsche, die Affen und die Tiger des Monarchen untergebracht sind. Überall Trauerweiden und überall Palmen, Orchideen, dichtes Grün, das die Armseligkeit der Gebäude verdeckt.

Es ist ein großer Festtag, und so ziehen neben uns noch viele andere Gäste zum Palast. Würdenträger in zerrissenen Hausschuhen, aber mit prächtigen, roten und gelben seidenen Sonnenschirmen.

In einem großen quadratischen Hof, den ein chinesischer Turm überblickt, wartet man auf die Audienz.

Ein Zeremonienmeister in roter Uniform kommt, geleitet uns zum „Nagel der Welt". Er sitzt auf einer Art Würfel aus blauer Seide unter einem goldenen Thronhimmel aus sechs übereinander gestellten Schirmen. Er trägt den Kelok, die topfförmige javanische Kopfbedeckung aus geflochtenem Stroh, und eine holländische Generalsuniform. Rings um den Thron stehen Räucherpfannen, und der Kaiser ist eingehüllt in einen blaugrauen Nebel. Seine Finger sind mit Ringen überladen, das Gesicht ist geschminkt, es sieht aus wie eine alte Göttermaske. Der Kaiser kaut Betel, und nur, wenn er in einen goldenen Napf spuckt, den ihm vier Höflinge hinhalten, kommt Leben in das Gesicht . . .

Man verbeugt sich vor dem „Hüter des Merapi und des Soembing", und der Kaiser macht eine Grimasse. Man verbeugt sich noch einmal und setzt sich auf einen der zwanzig Lehnstühle, die für die Europäer bestimmt sind und die aus einem ärmlichen Schiffswartesaal zu stammen scheinen. Die eingeborenen Würdenträger sitzen auf der Erde, nackt die Füße und nackt die Brust und Schultern. Die Etikette schreibt das vor, denn der Herrscher soll die Herzen seiner Untergebenen schlagen sehen.

Hinter dem Thron steht eine Abordnung des Harems. Pfauenfedern im Haar als Zeichen ihrer Würde. Mit Perlen bestickte Sarongs fallen über die Füße, die nie ein Mann sehen darf. Die Brüste und Arme sind nackt.

Chinesen sind jetzt in den Thronsaal gekommen, eine Abordnung der chinesischen Kaufleute von Java. Sie sind bei den Javanern ebenso unbeliebt wie bei den Weißen der Kolonie, aber der Kaiser von Soerakarta muß sie wohl empfangen. Sie sind eine politische und vor allem eine wirtschaftliche Macht. Aller Handel ist in ihren Händen, sie allein verleihen Geld.

Als die Audienz zu Ende ist, sehen wir uns den Aufzug des großen Harems an. Dieser Harem ist augenblicklich von 356 Damen besetzt. Ihnen schließen sich 150 Prinzessinnen reinen Blutes an, 130 halbblütige Prinzessinnen, 340 noch weniger reinblütige Prinzessinnen und 180 Mütter rechtmäßiger Kinder des Kaisers. Der Zug wird von den zwölf Favoriten und von der augenblicklichen Lieblingsfrau beschlossen. Sie schreitet unter einem zyklamenförmigen Schirm dahin, an dem goldene Glöckchen hängen. Ihr brauner, glatter Leib ist nackt bis auf einen Sarong aus Pfauenfedern. Sie trägt keinen Schmuck, keine Brillantendiademe wie die anderen Haremsdamen, hat keinen Stockfächer und keine Paradiesreiherfedern im Haar. Ihre Schönheit aber ist berauschend. Eine Garde von hundert Jungfrauen umgibt sie, Kinder noch, die einmal in den Harem eintreten werden. Sie tragen Krise — Dolche — und Bambushelme mit Affenschwänzen daran.

Auf ein Zeichen werfen sich alle Frauen, alle Soldaten, alle Festgäste in den Staub. Für einen Augenblick scheint der Kaiser wieder die alte Macht zu haben, die unumschränkte Gewalt über Leben und Tod seiner Untertanen. Sein Gesicht ist starr, er scheint an seine göttliche Sendung zu glauben.

Neben ihm aber steht der holländische Resident, um drei Köpfe größer, ein weißer Riese. Sein Gesicht ist sorgenvoll, tiefe Falten sind um den schmalen Mund des Holländers eingeschnitten.

Es ist nicht mehr leicht, dieses Riesenreich zu regieren. Oft möchte er, daß der Kaiser von Java noch selber all die Sorgen hätte, auch größere Aufgaben als die, seinen Harem neu zu organisieren.

Unser täglich' Brot.

Skizze von **Werner Krueger**-Hamburg.

Zwischen den dünnen, schwarzbraunen Lindenstämmen des Weges leuchtete die Sonne, überzog das spröde Pastell des steingrauen Frühlingsbodens mit erzenen Fußplatten und ergoß sich breit verblutend in den unter dem Weghang dahindämmernden Bach.

Franz Blunk kehrte heim!

Der alte Tyras kläffte wie toll und riß wie unsinnig an seiner Kette, als der Müde durch die Pforte schlich. Der Mann aber sah nicht hin. Am Wohnhaus entlang schlich er zum Kuhstall.

Lange stand er vor den faul gelagerten, wiederkäuenden Tieren, und es wollte ihn überkommen, die Hände in die Taschen zu stecken und den Kopf in den Nacken zu heben, wie er es getan hatte — früher, ganz früher.

Er nahm die an die Wand gelehnte Forke und begann, das umherliegende Heu über das Gitter zu werfen. Langsam kam er in Schweiß. Da zog er das zerschlissene Wams aus, krempelte die zerfetzten Ärmel seines zertragenen Hemdes auf und schaffte still vor sich hin. Er ließ auch die Forke nicht sinken, als er einen festen Schritt hinter sich hörte. Er schaufelte weiter, aber in der Arbeit duckte er sich vornüber, als erwarte er jetzt den Keulenschlag des Schicksals.

Er hatte ihn draußen schon erkannt, den schweren, wiegenden Schritt, den nur sein Bruder ging. Der mochte jetzt eine Weile in jähem Staunen verharrt haben, weil es so lange still war hinter ihm. Dann aber wurde Franz Blunk die Forke aus der Hand gerissen, und er sah plötzlich in das über ihn gebeugte, zornbebende Antlitz des Hofbauern.

„Was willst du Lump hier?"

Dem Heimkehrer sank das Kinn herab. „Zehn Jahre war ich draußen", murmelte er. „Zeit, dacht' ich, ist es, heimzukehren mal . . ."

Der andere lachte hell auf. „Heim? Hast du ein Heim?!"

Die Lider des Jüngeren zuckten. „Auch der verlorene Sohn hatte einst ein Heim und einen Vater . . ."

Der Bauer schlug mit der Hand durch die Luft. „Der verlorene Sohn hat einen Vater gehabt, wohl! Weiß nicht, ob der Bruder ihn auch aufgenommen hätte. Dein Bruder aber — — Ach was, du hast ja gar keinen Bruder."

Der Wanderer wich bleich zur Wand zurück. „Und dann — — mochte sein, daß noch etwas von meinem Erbteil hier im Hofe ist — — hätt' es gern gehabt — — hab' jetzt nicht mal mehr mein täglich Brot."

Der Bauer aber warf die Forke krachend vor seine Füße, daß er zurücktaumelte. „Erbteil, du Lump? Das hast du verpraßt und mein Erbteil dazu. Und dein Vater ist deshalb aus dieser Welt gegangen, weil sein schöner Sohn so viel Glück bei den Weibern hatte. Erbteil? Ich kam mit Schulden als Knecht auf diesen meinen eigenen Hof, und wenn er mir heute gehört — — da, sieh diese Hände, die haben oft geblutet des Abends, wenn ich todmüde auf mein Lager sank."

Tiefatmend lehnte sich der Bauer an die Tür. Und endlich, endlich nach langer Pause hob er die Hand: „Geh! Geh hinaus und — — schäme dich, du Vagabund!"

Franz Blunk schlich hinaus. Sein Rücken krümmte sich.

Als er an der Pforte war, rief ihn der Bruder zurück. „Franz!" Der Jüngere schlich wieder zum Stall. „Es soll mir keiner sagen können, ich hätte den Bruder in die Nacht gestoßen. Heute sollst du hier schlafen dürfen. Und dein Essen wird dir werden. Und morgen will ich dir ein Weggeld geben. Aber dann —" wieder schwoll die Stimme an, „— aber dann troll dich!"

Der Müde schlich die Treppe hinauf, die er so gut kannte, und stand vor dem alten, kleinen Stübchen. Als er die Hand auf die Klinke legte, während der Hofbauer ihm das Licht hielt, öffnete sich die andere Tür und — unerwartet — tastete die Mutter heraus. Ihr Haar glänzte silbern weiß, und die Lider waren tief über die Augen gesenkt.

„Michael", sagte sie — es war ja ihre Stimme, die alte, liebe Stimme — „Michael, er ist zurückgekommen, ja er ist zurückgekommen, ja?" Langsam tastete sie voran. Und der Heimkehrer sah, daß sie blind geworden war.

Der Hofbauer hinter ihm streckte sich. „Nein, Mutter, du hast dich verhört! Es ist niemand gekommen."

Franz Blunk stand still vor seiner Tür, und sein Herz schlug so laut, daß er sich fragte: Mutter, hörst du es denn gar nicht, wie es dich ruft, mein Herz, liebes Mütterchen?

Sie aber wandte sich still. Ihr Kopf sank vornüber, und leise tastete sie sich in ihr Zimmer zurück.

„Gute Nacht!" sagte Franz leise zu dem Bruder. Der aber riß den Kopf weg und polterte die Treppe hinab. —

Franz Blunk saß vor dem Fenster und schlief nicht die ganze Nacht. Er starrte zur Tür und sah die Schatten im Zimmer sich mit dem drehenden Mondlichte langsam um die alten lieben Möbel bewegen.

Dann öffnete sich die Tür, und die alte Frau kam herein. Ihre Hände, ihre lieben runzeligen Hände, glitten über die Möbel. So tastete sie sich fort. Und dann, dann stand sie vor ihm. Er aber saß lautlos und still.

Ihre Hand glitt über sein Gesicht, — einmal — — noch einmal — — Da brach etwas aus ihrer Brust hervor. Beide Arme schlang sie um den Kopf des Burschen, während ein hemmungsloses Schluchzen sie beide vereinte. „Franz! Endlich — — bist — du — da!"

Er schmiegte sich in den Arm der Mutter, während die Tränen über sein Gesicht liefen. —

Als die Birke vor dem Hause noch schüchtern das erste Tageslicht in ihrem weißen Frühlingskleide fing, war er schon auf und nahm seinen Rucksack über die Schulter. Dann stand er vor der Tür, hinter der die Mutter schlief. Sein Herz krampfte sich zusammen. Es war ihm, als könne er die Treppe nicht hinabsteigen. Dann aber, halb über das Geländer gebeugt, ließ er sich doch hinabgleiten, den Blick immer nach oben. Es galt ja Abschied fürs Leben!

Vor dem Stall stand der Bruder, wie immer zeitig auf als Erster, und band Zettel an die Milchkannen. Er sah nicht hoch, als der andere über den Hof schritt. Franz Blunk wartete einen Augenblick noch an der Pforte. Dann warf er den Kopf zurück und ging.

Aber als er durch das Hoftor schreiten wollte, stand jemand neben ihm, hielt mit der Hand seinen zerrissenen Rock. Da sah er in die toten Augen seiner Mutter. „Lieber Junge, geh' nicht so schnell! Ich will doch mit dir gehen."

Da sank er auf den Weg nieder. Sie streichelte sein Haar ganz lind mit den Fingern und flüsterte: „Glaubst du, ich laß' dich allein?"

Als der Bauer, der ihnen gefolgt war, ihren Arm ergriff, hob sie den Kopf. „Du brauchst deinen Anteil nicht zu zahlen, Michael. Ich gehe mit dem Franz. Er — braucht mich."

„So?" höhnte der Hofbauer. „Der dir dein Geld gestohlen hat einst?"

Sie aber streichelte den am Boden Liegenden still.

„Ausgezogen ist er wie ein Graf und heimgekommen als Lump", höhnte Michael. „Arm ist er wie ein Bettler. Wovon wollt ihr leben?"

Sie richtete sich auf. „Michael! Eine Mutter kann alt sein und blind — das täglich' Brot für ihr Kind findet sie immer noch."

„Er ist schlecht", flüsterte Michael, „er ist es nicht wert."

„Wenn er gefehlt hat, um wieviel mehr braucht er dann meine Liebe!" flüsterte sie und streichelte Franz von neuem. Dann wandte sie sich zum Bauern zurück: „Geh! Dir gehört der Hof. Du hast ihn dir erarbeitet, aber uns — kannst du nicht trennen."

Grübelnd stand der Bauer. Der Wind zerrte an seinem bloßen Haar. Doch dann beugte er sich herab zu seinem Bruder:

„Franz! Muß schon sein, daß dich der Herrgott ganz besonders mag. Ich hab mein Lebtag nur gut getan und gearbeitet. Unserer Mutter Liebe — die gehört doch nur dir. Komm ins Haus zurück, Franz! Wir wollen künftig gemeinsam schaffen! Die Mutter liebt dich immer noch. Mußt es also immer noch wert sein, geliebt zu werden."

Sieghaft stieg hinter ihnen die Frühlingssonne auf.



Lustige Ecke



Vom Sklavenmarkt.



„Vater, gibt es noch Sklavenhandel?"

„Nein — längst abgeschafft!"

„Aber sieh, hier steht doch: Verkaufe echten Perser..."

*

* **Zeitgemäß.** „Was wollen Sie denn Ihren Sohn werden lassen?"

„Wenn die Zeiten so bleiben — Konkursverwalter!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.